



Professor Paul Usteri †.

1832-1912

* Volle achtzig Jahre alt starb am Ostersonntag um halb neun Uhr in seinem schönen Heim in der Winkelwieje Professor Usteri, der ehemalige Lehrer der französischen Sprache an der Industrieschule Zürich. Obgleich aus einem alten zürcherischen Geschlecht, wurde er doch in Bern geboren (5. Februar 1832), wo sein Vater Rektor des Gymnasiums und Professor der klassischen Sprachen am Gymnasium und an der Akademie war. Der Vater, 1799 geboren, starb aber schon im Jahr 1833, worauf die Mutter mit dem kleinen Paul und seinem Schwesterchen wieder nach Zürich zurückkehrte. Hier durchlief der Knabe die Primarschule und das Gymnasium und bezog dann die Universität, um Theologie zu studieren. Das lag im Blut: sein Vater, Großvater und Urgroßvater hatten alle diese Richtung eingeschlagen.

Im vorliegenden Falle lohnt es sich, auch von den Ahnen des Verstorbenen zu reden. Obgleich Usteris Vater mit vierunddreißig Jahren starb, hatte er doch schon einen Namen unter den schweizerischen Gelehrten und Theologen: er hatte binnen wenigen Jahren wertvolle philologische Werke herausgegeben und über den Apostel Paulus ein klassisches Buch geschrieben. Usteris Großvater Leonhard († 1832) war in Zürich Professor der Kirchengeschichte und der hebräischen Sprache, auch „Chorherr am Stift zum großen Münster“. Er gab mit Bögelin

Zwingli's Werke heraus, sachlich geordnet und schrieb Nachträge zu Zwingli's Lebensbeschreibung von J. C. Geß. Der Bruder seines Großvaters war der Arzt und Naturforscher Paul Usteri (1768—1831), der Freund von Alexander Humboldt, welcher eine afrikanische Pflanze nach ihm benannte und am 28. November 1789 meldete, daß an der Küste Afrikas jetzt eine Ustertia blühe. Dieser Arzt ist der berühmte Staatsmann Paulus Usteri, der zu den wenigen Schweizern gehörte, welche zur Zeit der französischen Revolution einsahen, „daß die feindliche Nachbarmacht an der Unzufriedenheit der Untertanen in den aristokratischen Kantonen ein offenes Thor hatte“ und den noch lange nachher Laharpe den unbestechlichen Magistraten nannte, den weitsichtigen, hochsinnigen Staatsmann, welchen das Volk seines Kantons als seinen Erlöser betrachte (Dechsl., Allg. Deutsche Biographie).

Usteri's U r g r o ß v a t e r war Leonhard Usteri, den besonders die Stadt Zürich in dankbarer Erinnerung bewahrt; denn er ist der Gründer der zürcherischen Töchterschule und seine Büste steht neben Pestalozzi's über dem Eingang des Hirschengraben Schulhauses. Durch sein Schicksal erinnert der Urgroßvater des Verstorbenen an dessen Vater; denn auch er wurde mitten aus der kaum begonnenen schönsten Tätigkeit herausgerissen; auf ihn bezieht sich Lavater's Reimpaar:

„Der Mann, der vorwärts nur gestrebt,
So kurz und doch so lang gelebt.“

Er lehrte die hebräische Sprache am Karolinium und starb, kurz nachdem er zum Professor der Theologie ernannt worden (48 Jahre alt). Er war mit Windelmann befreundet und gab dessen „Briefe an seine Freunde in der Schweiz“ heraus. Mit Rousseau, der

ihn hochschätzte, unterhielt er jahrelang einen Briefwechsel, welchen unser verstorbener Freund mit Prof. Ritter in Genf in Buchform herausgegeben hat. Von ihm sagt die akademische Jugend Zürichs auf einer Denkmünze, er habe auctoritas iuncta comitati bejessen, ein Lob, das alle hier in Frage kommenden Usteri kennzeichnet: „Würde verbunden mit Freundlichkeit“. Dieser Rousseau-Usteri war voll hoher, idealer Pläne, von denen er aber nur die wenigsten ausführen konnte.

Mit den genannten vier Generationen sind die Theologen in diesem Usterizweig erschöpft, denn weiter zurückgehend stoßen wir auf Kaufleute, die infolge der guten kaufmännischen Bildung und der in der Denkmünze erwähnten Usteri-Tugenden — Fleiß, Pünktlichkeit und Freundlichkeit — mit glänzendem Erfolg arbeiteten. Der erste dieser Kaufleute hieß der „Wullenheer“; er ist es, der den „Neuenhof“ am Eingang in den Thalacker erbaute. Dieser Usterizweig zeigt also eine Anzahl von Großhandelsherren, die den Wohlstand begründeten und als Abschluß vier weitere Geschlechter, die dem Trieb zur Wissenschaft folgten und Theologie studierten. Hiemit kehren wir wieder zu unserm verstorbener Freund zurück.

Nachdem Paul Usteri in Zürich acht Semester studiert hatte und ordiniert worden war, ging er nach Heidelberg und Tübingen, wohin hauptsächlich Rothe und Baur ihn lockten. Nach einem Aufenthalt von drei Semestern traten Usteri und sein Freund Kesselring auf einem Umweg die Heimreise an, nämlich durch Belgien, die Normandie und über Paris, wo sie eine Ausstellung besuchten. Im November 1855 wurde Usteri zum Vikar in Ruffikon ernannt. Er blieb nur zwei Jahre dort; denn während dieser Zeit regte sich bei ihm eine Familien-eigentümlichkeit — Uebergang von der Theologie zum

Lehramt oder zur akademischen Laufbahn. „Einem ererbten Lehrbedürfnis folgend,“ sagt er auf einem Zettel, „verließ ich Ruffikon und ging ins Ausland, um mich dem neuphilologischen Studium zu widmen.“ In Paris verweilte er als Lehrer und Studierender drei Jahre, in England eines.

Nach der Rückkehr lehrte er fünf Jahre an der Sekundarschule in Zürich (1863—68); dann erhielt er eine volle Lehrstelle für Französisch an der Kantonschule, wo er bis 1899 blieb. Aber kaum war er von seiner Lehrtätigkeit zurückgetreten, als seine Gemahlin, eine geborne Trümpler, starb, fast in dem Augenblick, wo er mit ihr eine längere Erholungsreise hatte antreten wollen. Der Schlag war um so schmerzlicher, als sie glücklich gelebt hatten und er leider ohne Kinder zurückblieb, die das große Haus belebt hätten.

* * *

Dem Triebe seiner Ahnen folgend, benützte er jetzt seine Muße für schriftstellerische Tätigkeit. Schon an der Kantonschule hatte er mehr geschrieben, als der Brauch verlangte, nämlich zwei Programmarbeiten anstatt einer: eine über die französische Aussprache (1880), die andere über Rousseaus Briefwechsel mit seinem Urgroßvater Leonhard (1886). Auch die Herausgabe einer Anzahl von Prof. Breitingers Aufsätzen („Studien und Wandertage“) fällt in jene Zeit (Frauenfeld, 1890). Von 1902 bis 1910 erschien dann fast jedes Jahr etwas aus seiner Feder — ein Buch oder eine kleinere literarische Arbeit, und zwar meistens im Verein mit Prof. C. Ritter in Genf, der eine Reihe der schönsten Eigenschaften mit ihm teilte, weshalb die beiden Gelehrten bis zu Asters Tod durch die innigste Freundschaft miteinander verbunden blieben.

Die drei Hauptwerke sind: 1. Die Briefe der Frau von Staël an Heinrich Meister (Lettres inédites usw.) 1903, die ihm von der Familie Reinhart-Volkart in Winterthur in freundlicher Weise zur Verfügung gestellt wurden; 2. der vollständige Briefwechsel zwischen Rousseau und Leonhard Usteri, eine Erweiterung der Programmarbeit, die nur Rousseaus Briefe enthielt, und 3. Meisters „Souvenirs de mon dernier voyage à Paris (1795)“, eine Neuausgabe des Buches, das so selten und wertvoll ist, daß die Französische Gesellschaft für zeitgenössische Geschichte es in ihrer eigenen großen Sammlung erscheinen ließ (Paris 1910).

Die kleinern Arbeiten finden sich im Zürcher und im Berner Taschenbuch, in Herrigs Archiv, in der Revue des Deux Mondes, Revue Bleue, Revue d'Histoire Littéraire de la France, Bibliothèque Universelle und Semaine Littéraire. Sie enthalten zum größten Teil früher nie gedruckte Briefe bedeutender zeitgenössischer Persönlichkeiten an Heinrich Meister (z. B. von Hallers Tochter Charlotte, von Diderots Tochter Madame de Vandeuil, von Foscolo), ferner Arbeiten über Geßners Insel und Pariko, über Melchior Grimm, über Meister selber.

Diese Publikationen von Usteri und Ritter bieten nicht nur gehaltvolle Einleitungen und wertvolle Anmerkungen, sondern auch reichliches Material zur nähern Kenntnis von Kulturträgern der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, und zur Enthüllung des geistigen Lebens des damaligen Zürich. Sie sind also für die Stadt Zürich von besonderem Interesse, und aus diesem Grunde hauptsächlich erhielt Prof. Usteri 1910 von der hiesigen Universität als Anerkennung den Titel eines Ehrendoktors.

Bis zum Jahr 1908 hatte sich der Verstorbene einer ungewöhnlich guten Gesundheit erfreut, und

noch viele werden sich an den vornehmen Herrn erinnern, der von der Winkelwiese her mit raschem Schritt und militärischer Haltung seinen täglichen Spaziergang machte. Aber im Oktober des genannten Jahres packte ihn ein ziemlich heftiger Schlaganfall, von dem er sich zwar überraschend schnell erholte. Jetzt hätte er eigentlich nicht mehr arbeiten sollen, aber er konnte nicht anders und war bis vor zwei Jahren immer tätig. Leichtere Anfälle folgten nach, bald einer, bald zwei im Jahre, und nur dank der Befolgung der ärztlichen Vorschriften und der treuen und unermüdblichen Pflege, deren er sich erfreute, konnte er bis zum siebenten Anfall, der ihn im März dieses Jahres traf, täglich aufstehen. Abgesehen von der jeweiligen allgemeinen Schwächung, waren hauptsächlich sprachliche Hemmungen die Folge der wiederholten Anfälle. So schlummerte er denn am Ostersonntag ein, ohne eigentlich je schwer gelitten zu haben. Die zwei Ereignisse, die ihm in den letzten Jahren am meisten Freude bereitet, aber auch eine gewisse Aufregung verursacht hatten, waren die Ueberreichung der Ehrenurkunde und die hundert- undzwanzig Gratulationsbezeugungen, die er bei Anlaß der achtzigsten Feier seines Geburtstages erhielt. Er hatte sie verdient.

Ob schon Prof. Usteri keine Kinder gehabt, fühlte er sich sogar nach dem Tode seiner geliebten Gattin nicht vereinsamt: er hatte eine große Verwandtschaft, die ihn schätzte und besaß bis vor wenigen Jahren eine Anzahl von Freunden, mit denen er regelmäßig verkehrte. Den Sommeraufenthalt z. B. verbrachte er oft in der Gesellschaft des geistreichen, anregenden, immer fröhlichen und auch von ihm hochberehrten Pfarrers Ritter am Fraumünster; Prof. Breitingen und Oberst Bögeli waren Hausfreunde, Prof. Kesseler und Schulpräsident Hirzel Studienfreunde;

Prof. Horner, Pfarrer Fried, Stadtpräsident Römer, Prof. Cramer und Dr. Mousson traf er regelmäßig in der Gesellschaft, die sich „Leist“ nannte; seine literarischen Arbeiten erheischten einen beständigen Gedankenaustausch mit dem gelehrten Prof. Ritter in Genf; mit Prof. Voubier, dem bekannten Rousseau-Forscher, den er ebenfalls hochschätzte, korrespondierte er weniger häufig. Obwohl Usteri also keine eigene Familie hatte, fühlte er sich doch als Glied einer großen Familie von Freunden und Verwandten, und was der Franzose vom Esen sagt: Je meurs où je m'attache, das läßt sich auf ihn anwenden: seine Verbindungen waren nicht launenhafte; denjenigen, zu dem er sich hingezogen fühlte, verließ er bis zum Tode nie. Aber sogar in den letzten Jahren, wo die meisten Freunde dahingegangen waren und er die noch lebenden nicht mehr empfangen konnte wegen des abnehmenden Gehörs oder weil er sich seit 1908 ruhig verhalten mußte und wo er wegen eingetretener Augenschwäche fast nicht mehr lesen durfte — sogar während dieser Zeit sagte er immer, er langweile sich nie: er hatte in seinem langen, tätigen Leben so viel gesehen, so viel erfahren, so viel gelesen, so viele Leute gekannt, in seinem lieben Zürich so viele Veränderungen beobachtet, daß er nach seiner eigenen Aussage wochenlang hätte vergnügt allein sein können. Aber er interessierte sich doch immer für alles, und am meisten Freude empfand er, wenn er über die Schule, über Freunde, Bekannte und ehemalige Kollegen Gutes zu hören bekam.

Was bis jetzt vom Verstorbenen gesagt worden ist, bezieht sich mehr auf Neußerlichkeiten; man erlaube nun dem Schreibenden, noch einiges von dem zu erzählen, was sonst nur der Kammerdiener weiß, und im Anschluß an das eben gebrauchte Wort wollen wir allgemein bemerken, daß bei Prof. Usteri die Redens-

art nicht zutrifft, es gebe für den Kammerdiener keinen Helden; auf Usteri angewendet, muß man eher sagen: Sogar in den Augen des Kammerdieners blieb er ein Held.

Die kennzeichnendste Eigenschaft war sein feines vornehmes Wesen. Das zeigte sich in der Sprache und im ruhigen Urtheil, in der angeborenen Höflichkeit und in der Rücksichtnahme auf andere. Er vergaß den Dank nie. Er dankte für die geringste Aufmerksamkeit, ja für jeden freundlichen Brief, der eigentlich selber eine Dankagung enthielt. Seine ganze Natur war aristokratisch: ruhig, zurückhaltend, mehr beobachtend als handelnd. Nur nähere Bekanntschaft durchdrang die kühle Schale bis auf den warmen Kern. Mit Schulheften oder Mappe unter dem Arm sah man ihn vielleicht nie: er forrigierte stehend in den Pausen, während andere lachten oder Witze rissen. Wenn ihm das Gehörte gefiel, lächelte er. Die Schüler ließ er nicht zu nahe an sich herankommen; wenn einer den Unterricht störte, jagte er ihn hinaus. Falsche Antworten oder Uebersetzungen wurden mit der Frage: Qui corrige? zur Richtigestellung an die ganze Klasse gewiesen. Die Schüler waren ihm aber nicht gleichgiltig; er erinnerte sich später ihrer genau; jeder Gruß eines ausgetretenen Schülers freute ihn. Auch die Schüler erkannten sein Wesen: ein Spitzname, den er getragen, war: der Gentleman.

Eine andere Eigenschaft war seine Pünktlichkeit und Gewissenhaftigkeit. „Nie hastig und übereilt, aber immer sofort“ schien sein Wahlspruch zu sein, gleichgiltig ob es sich um Kleinigkeiten oder um Wichtiges handelte. Er beantwortete also jeden Brief sofort, erwartete aber, daß andere auch ihm gegenüber so handelten. Wenn auf eine Anfrage die Antwort nicht mit umgehender Post da

war, beschäftigte es ihn: Warum keine Antwort? Ist er krank oder nicht daheim? Auch bei Zeitungsartikeln erwartete er schnelles Erscheinen: Liegenlassen war so sehr gegen seine Natur, daß er die Unmöglichkeit des sofortigen Entsprechens nicht leicht begriff. Seine Briefe faltete und ordnete er, so daß er jeden beliebigen schnell finden konnte.

Bei den literarischen Arbeiten dieselbe Genauigkeit. Um Jahreszahlen, Taufnamen oder Verwandtschaftsgrade festzustellen, wurde zum Zivilstandesamt Zuflucht genommen; um Zitate richtig zu geben oder Anspielungen zu verstehen, wurde von ihm oder seinen „Gehilfen“ der halbe Horaz, die ganze Nouvelle Héloïse durchblättert oder die Belesenheit der Genferfreunde oder des Bibliothekvorstandes angerufen; um auf die Grundbedeutung eines Eigennamens oder eines mundartlichen Wortes zu kommen, mußte die Redaktion des Idiotikons herhalten; auf dem Wo, Wann, Wie und Warum einer Sache, die gedruckt werden sollte, durfte kein Schatten von Zweifel oder Unsicherheit bleiben. Und weil er so höflich fragte und für jede Auskunft oder Hilfe so herzlich dankte, wurde ihm überall bereitwillig entsprochen. Die gleiche Gewissenhaftigkeit zeigte er auch bei der Lektüre. Was ihm Freunde zuschickten, was er im „Genfer Journal“, in der „Neuen Zürcher Zeitung“ und in der „Freitagszeitung“ las, das las er sorgfältig. Er war nicht gezwungen, „fliegend“ zu lesen; er pflegte anzustreichen, was ihm auffiel und was er nachher besprechen wollte: seltene Wörter, entbehrliche Fremdwörter, zweifelhafte Satzbildungen, dunkle Stellen.

Eine bemerkenswerte Eigenschaft des Verstorbenen war auch sein G l e i c h m u t, seine beständige stille Fröhlichkeit. Man sah ihn nie ärgerlich, nie verstimmt; sein Auge war immer auf die sonnige Seite

gerichtet, und doch war er kein Optimist oder nur ein sehr gemäßigter; er leitete mit seinen Ahnen den nüchternen, kritischen Sinn und begeisterte sich nicht leicht. In seinen Ansichten war er sehr bestimmt: entweder bekannte er sich zu einer Sache oder er bestritt sie; aber auch das letztere tat er mit seiner angeborenen Höflichkeit. Wenn man z. B. versuchte, die großen Ausgaben für städtische Unternehmungen zu erklären oder zu rechtfertigen, so hörte er geduldig zu und lächelte ruhig oder ließ sich belehren. Wenn er sah, daß das entgegengesetzte „politische Bekenntnis“ stark mitredete, so neckte er gerne und bemerkte: „Wir stimmen ja sonst in den meisten Dingen überein, nur hier nicht ganz.“ Die gleiche Bestimmtheit zeigte er gegenüber Personen. Er wollte ein abgeschlossenes Urtheil haben; wenn es aber ungünstig war, so drückte er es sehr milde aus. Seinem Arzt schenkte er das größte Zutrauen; das einzige, das er nicht begreifen wollte, war die Beobachtung, daß derselbe kein unfehlbares Mittel gegen Arterienverkalkung kannte; und wenn man ihn mit der Bemerkung beruhigen wollte, das sei etwas, das mit dem Alter bei allen Leuten eintrete — „daran leide ich sicherlich auch schon“ — so hielt er es für eine bloße Beschwichtigung und erwiderte lächelnd: „Ich danke für die Artigkeit.“

Seine Kenntniss des alten Zürich mit den alten Familien und ihren Verzweigungen, den historischen Häusern und ihren Schicksalen war erstaunlich. Ueber solche Dinge konnte er stundenlang reden. Bisweilen brach er plötzlich ab und bemerkte: „Ich bitte um Entschuldigung, das kann Sie ja nicht interessieren“, und wenn der Schreibende dann behauptete: „Es interessiert mich, weil es Sie interessiert,“ so lächelte er und dankte höflich. Wenn er später wieder auf den gleichen Gegenstand zurückkam und entdeckte,

daß sein Freund alles durcheinanderwarf, so sagte er schmunzelnd: „Das stimmt nicht ganz, wenn Sie erlauben“, und wenn der andere zur Entschuldigung bemerkte: „Ich bin halt kein „alter Zürcher“, nicht einmal ein „neuer“, sondern nur ein . . .“, so lachte er herzlich über das „nur“: er bildete sich nichts darauf ein, ein alter Zürcher zu sein, nur meinte er, jeder habe seine Kenntniss und sein Interesse.

Hierher gehört auch die Erwähnung seines guten Gedächtnisses, das ihn sozusagen keine Einzelheit vergessen ließ. Er erinnerte sich an fast alle Schüler, die er gehabt; liebenswürdige Leute, die er an Kurorten kennen gelernt, vergaß er nie. Und wenn ihm in der letzten Zeit zufällig ein Name in den Sinn kam, von dem weder er noch seine Umgebung sich erinnerte, in welchem Zusammenhang er ihn einst gebraucht hatte, so quälte ihn das Tag und Nacht und es machte sich alles auf die Jagd, um die gewünschte Auskunft zu erlangen; wenn er aber das verhängnisvolle Wort selber wieder vergaß, so war man froh und hütete sich, es je wieder über die Lippen kommen zu lassen.

Seine Sprachkenntniss verdient auch einer Erwähnung. Prof. Usteri war eigentlich ein geborner Philologe. Das Französische beherrschte er vollständig; auch englisch und italienisch sprach er geläufig. Mit seinem italienischen Freund unterhielt er sich nur in dessen Muttersprache; mit dem Schreibenden korrespondierte er englisch. Wenn im Gespräch ein Sprichwort vorkam, war die erste Frage: „Hat der Engländer hiefür etwas Entsprechendes? Der Franzose würde so und so sagen.“ Das Interesse für die klassischen Sprachen hatte er nie verloren. Wenn ein medizinischer Ausdruck auftauchte, fragte er gleich nach der Ethymologie, und die Auskunft machte ihm immer große Freude. Auch die Wörter-

bücher wurden gern zu Rate gezogen. Er interessierte sich für alle sprachlichen Erscheinungen. Als der Schreibende einmal bemerkte, man erinnere sich leichter, wo oder bei welchem Anlaß man ein fremdes Wort zum erstenmal gehört, als wo man es gelesen habe, war ihm der Gedanke neu, aber er stimmte ihm freudig bei und konnte das Gesagte sofort durch etliche Beispiele aus seiner eigenen Erfahrung bestätigen.

Als alter Zürcher legte er Wert darauf, daß man die Mundart rein spreche. Er bedauerte es, daß Zürich sich allmählich verhochdeutschte und lachte über die Schulknaben, die nur noch „Kastanien“ und „Kartoffeln“ essen, über die Köchinnen, die nur noch „Butter“ kaufen, über die heutige Gesellschaft, die nur noch „Pestalozzi“ ausspricht, über seine Umgebung, die „von Wyß“ sagte und nicht „von W y ß“. Der Umgang mit einem Manne, der sprachlichen Dingen so großes Interesse entgegenbrachte, war daher im höchsten Grade anregend und angenehm.

Eine weitere Zierde des Verstorbenen war seine Bescheidenheit. Obschon ihn der Erfolg seiner literarischen Tätigkeit, sowie jede freundliche Besprechung eines Artikels oder Werkes unendlich freute, so sprach er selber nicht davon, und trotz Stellung und Reichtum, trotz Doktor und Professor blieb er im Hause der „Herr Usteri“. Und wo es sich um Wissen handelte, um Auskunft über Wörter, Zitate, Anspielungen, Uebersetzungen, da dachte er nie an seine eigenen Kenntnisse, da hatte er nur Lob und Bewunderung für den andern, nur Dank für das Neue, das er lernte. Von einem Versuch, einen gewissen Schein zu wahren, eine eigene Ansicht zu retten, von einer Befürchtung, er könnte unwissend erscheinen — keine Spur. Daher war es auch so angenehm, mit ihm zu arbeiten. Von seinen Vor-

fahren sprach er selten; aber es freute ihn wenn er merkte, daß man von ihnen wußte. Seine so gehaltvolle Einleitung zu Breitingers „Studien und Wandertagen“ ist nicht einmal mit den Anfangsbuchstaben, geschweige denn mit dem Namen unterzeichnet.

Zum Schluß wollen wir noch des Verstorbenen Wohltätigkeitsinn erwähnen. Wer Prof. Usteri nur ein wenig kannte, wer beobachten konnte, wie genügsam er war, wie einfach er lebte, wie wenig er für sich selber ausgab, wie genau er sich erkundigte über den Zweck von Geldgesuchen — der glaubte, ihn genau zu kennen, der glaubte, berechtigt zu sein, unsern guten Professor für ein wenig knauserig zu halten. Aber der Mensch ist eine komplizierte Maschine, und wohl die wenigsten Menschen werden richtig beurteilt. Wer Prof. Usteri besser kannte, der wußte, daß er das Gegenteil war — freigebig, nicht knauserig, freigebig mit Vernunft, nicht ins Blaue hinein, alles mit Ueberlegung. Er wollte immer wissen, wofür er sein Geld weggab. Er half nicht nur, wo er anstandshalber helfen mußte, sondern besonders gern, wo er wußte, daß es wohlthat oder notwendig war. Er anerbote sich dem Schreibenden, für arme Kantonschüler Freiplätze zu bezahlen; er gab ihm mehrmals Unterstützungen für dürftige Polytechniker und für junge mittellose Schriftsteller. Solche Summen lieb er nicht; es sagte seinem aristokratischen Sinn besser zu, sie zu schenken; vielleicht hatte auch ihn die Erfahrung gelehrt, daß das Geld meist doch nicht mehr zurückkommt. Wenn man seine Güte zugunsten anderer verhältnismäßig wenig in Anspruch nahm, so geschah es aus Furcht, man möchte ihm damit lästig werden, denn er gab zum Teil doch auch demjenigen zuliebe, der für andere bettelte. Aber wo er auch gab, tat er

es nur in der Stille; er wollte nicht, daß man davon redete. Auch im kleinen suchte er Freude zu machen, wo er konnte; er benützte jede Gelegenheit, um seine Nahestehenden in unaufdringlicher Weise zu überraschen.

Wir haben einleitend bemerkt, daß der liebe Verstorbene auf eine Reihe hervorragender Ahnen zurückschauen konnte, deren Wert und Wirken in den großen biographischen Werken geschildert ist. Er selber machte wenig Aufsehen; aber dieser Nachruf genügt vielleicht, um zu zeigen, daß der letzte Sprößling dieses Asters-Zweiges seiner Vorfahren nicht unwürdig war.

